

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

28.

Dienstag, am 5. März 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Sanct Peter mit dem Pudel.

Legende

von

Leopold Schefer.

Sanct Peter saß am Himmelsthor;
Da winselt es draußen fromm davor,
Doch bescheiden, kaum aller sieben Stund';
Zulezt schwach bellt es mit frommem Mund
Und wedelte wie mit dem Schwanz an die Thür.
Sanct Peter schlummerte für und für,
— Denn die Heiligen schlossen ihren Lauf. —
Jetzt bellt es hörbar. Da that er auf,
Und sah gar einen Hund, nicht klein,
Der wollte auch in den Himmel hinein.

Er glaubte: Das ist der Edelmann,
Der zum Hunde worden lobesan,
Und fragte ihn barsch: „Was willst Du hier?
Hier gilt kein strafverhextes Thier;
Wer seinen Himmel auf Erden gehabt,
Wird billig drauf mit der Hölle begabt.“

„Ach,“ sprach der Hund, „den Himmel nicht . . .
Ich suche nur meines Herren Gesicht!
Und da er doch muß im Himmel sein,
Will ich unter seinen Stuhl nur hinein!“

Sanct Peter schilt: „Ein neu Verlangen;
Gewiß ist's Dir bei ihm zu wohl ergangen;
Seinen Namen zu nennen kann Dir nichts schaden!“

„Sie nannten ihn Alle nur »Euer Gnaden«,
Und immer war er mir, ach, so gnädig!
Von Knochen war mein Bauch nie ledig . . .
Ich hatte mein' eig'ne Hundehütte . . .
Und jährlich frisches Stroh, eine Schütte . . .
Mein'n eigenen Maulkorb, den Hals mir zu schonen,
Nicht Nachbarn zu stören, die diebisch da wohnen!
Frei durften die falschen Hunde nur bellen —
Ich guter durfte mich taubstumm stellen . . .
Mein Halsband war mit Sammet gefüttert!
Mein guter Herr! Heil, wer ihn nur wittert!“

Da sprach Sanct Peter mit sanftem Mund:
„O Du frommer und getreuer Hund;
Doch sage mir an, du dankbar Thier,
Was hast Du auf deiner Nase hier?
Da glöht eine lange kahle Stelle,
Die starrt so blutroth, wund und helle . . .
Die Nase ist gar ein empfindlicher Theil!“

Antwortet der Hund: „Ach Herr, sie ist heil . . .
Sie heilte von einem Male zum andern —:
Vor langer Weise . . . unter andern . . .
Betropfte sie mir mein Herr — nur im Scherze —
Mit brennendem Siegelack frisch von der Kerze

Und drückte mir sein Gerichtsfigill d'rauf,
Zu mir Hochgeehrtem dann rief er: »Run lauf!«

Da sprach Sanct Peter: „Das führt mich zum Schlusse:
Du und Dein Herr sind keiner ein Russe,
Kein Grieche, kein Schwede, kein Franzose,
(Unglaublich bist Du bei Deinem Loose)
Sogar kein Türke! die siegeln nicht
Mit Schwefel und Pech, nur ohne Licht;
Ja, stünd'st Du nicht hier mit der Nas' leibhaftig,
Ich glaubte Dir gar nicht, gewiß und wahrhaftig!
Dein Herr nun sitzt wohl im Höllenpfehl,
Besiegelt vom Teufel, auf glühendem Stuhl;
Jed' anderer Hund wär' lange todt —
Ich thue Dir auf, denn es thut schier Noth,
Daß Thiere nun werden in Himmel genommen,
Da endlich so wenig mehr Christen kommen;
Auf jeder humanen Eisenbahn
Ist Thieren ein Kasten auch aufgethan;
Doch sag' mir erst, was für ein Hund Du bist,
Der so duldbend, so stumm und so dankbar noch ist?“

Da verkroch sich der Pudel, als würd' er ihn schlagen,
Und sprach, ganz blaß vor Furcht und Zagen:
„Ich bin nur ein armer Hund von der Gasse —
Ich bin verzeiht mir ein Deutscher von Rasse.“

Und rasch wie der Wolf war er fort und hinaus.
Da schämte Sanct Peter für ihn sich aus;
D'rauf sah er der Spur nach auf der Stelle,
Ob er seinem Herrn auch folg' in die Hölle?

Sir Astley Cooper *).

Sir Astley Cooper, einer der eminentesten
Wundärzte der Neuzeit, war am 23. August
1768 geboren; sein Vater, Dr. Samuel Cooper,
früher geistlicher Adjunct zu Yelverton in Norfolk,
später Pfarrer in Great-Yarmouth; seine Mutter,
eine auch literarisch gebildete Frau und Verfasserin
einiger Novellen, von denen „Fanny Meadows“
viel gelesen worden ist. Astley hatte mehrere Brü-
der und Schwestern, er von allen der lebhafteste,
fahrlässigste, ungezogenste, doch im Ganzen ein

*) Biographische Skizze nach: „Live of Sir Astley
Cooper, Bart., interspersed with Sketches from his
Note-books of Contemporary Characters, by Bransby
Blake Cooper, Esq. 2 Bde. London 1843.“

guter Knabe. Etwas Nützlichcs zu lernen, war
nicht seine Sache. Reiten war seine Lust, und
konnte er kein Pferd haben, begnügte er sich mit
einer alten Kuh. Auch verstand er perfect zu
klettern, Vogelnester auszunehmen und anderen
Leuten Schabernacke anzuhängen, was in Eng-
land praktische Späße (practical jokes) heißen.
Sein Neffe und Biograph, Verfasser des unten
angegebenen Buches, hat davon eine Menge mit-
getheilt, die jeder schadenfrohen Gassenbrut zum
Vorbilde dienen kann. Statt um Bau und Ana-
tomie der Gliedmaßen sich zu bekümmern, dünkte
es ihm viel wichtiger, von seinen eigenen best-
möglichen Gebrauch zu machen. Von seinen
Lehrern war nur einer mit ihm zufrieden, sein
französischer Tanzmeister.

Aber in seinem dreizehnten Jahre entschied
sich Astley für die Wundarzneikunst — in Folge
eines Ereignisses, welches andeutete, daß er min-
destens eine Qualifikation dazu besäße, Geistes-
gegenwart. Er besuchte eines Abends seine Amme
und fand deren Sohn, seinen Milchbruder, mit
einer Wunde am Schenkel, die er sich beim Korn-
schneiden zugefügt. Die Schenkel-Schlagader war
durchgeschnitten, die Blutung heftig, das Leben sicht-
bar im Schwinden, und die Mutter wußte sich
nicht zu helfen und zu rathen. Da nahm Astley
sein seidenes Halstuch ab und legte es dem Ver-
wundeten so geschickt um, daß die Blutung nach-
ließ und Zeit gewonnen wurde, einen Arzt zu
rufen. Der lobte den kunstgerechten Verband,
und Astley, höchlich darüber erfreut, äußerte:
„I nun, da könnte ich ja wohl ein Wundarzt
werden.“ Wahrscheinlich wäre er aber dennoch
keiner worden ohne seinen Großvater und seinen
Oheim. Ersterer, früher angesehener Arzt in
Norwich, lebte zurückgezogen bei Astley's Vater,
und der Oheim, William Cooper, war ein geach-
teter Wundarzt in London und Lehrer am Guy's-
Hospitale. Bei dem jährlichen Besuche, welchen
dieser 1784 auf dem Pfarrhause machte, erbot er
sich, Astley in die Lehre zu nehmen. Aeltern und
Großvater willigten ein, und Astley begleitete den
Oheim nach London, sah aber hier Mancherlei,
was ihm bedeutend besser gefiel, als die Cadaver
im Secirzimmer, und war öfterer an anderen
Orten, als in der Chirurgiestube des Oheims.
Darüber entstanden Mißhelligkeiten, und ein derber

Schabernack, welchen der Nefte dem Dheim spielte, löste das Verhältniß zwischen Beiden auf. Astley kam nun zu dem berühmten Anatomiker Eline in die Lehre, und sei es, daß dieser ihm freieren Flug ließ oder er sich die Hörner schon ein wenig abgelaufen hatte — hier ging's besser. Cooper studirte so eifrig Anatomie, daß ihn Eline bald für einen seiner besten Schüler erklärte. Mit Eline's Einwilligung brachte er den Winter 1787 in Edinburgh zu, machte einen medicinischen Cursus bei Dr. Cullen, hörte Anatomie bei Fyfe, Chemie bei Black, wurde Mitglied eines Disputireclubbs, der unter dem Namen Speculative Society viele Jahre eine Art Berühmtheit behauptet hat, lebte übrigens heiter und lustig und erwarb sich die Freundschaft mehrerer in Literatur und Wissenschaft hochstehender Männer. Nach einer raschen Tour durch die Hochlande kehrte er zu Eline zurück, besuchte die besten, sein Fach betreffenden Vorlesungen und lernte so fleißig, daß er bereits 1789 zum Demonstrator am St. Thomas-Hospitale ernannt wurde. Sein flüchtiges Wesen war inzwischen völlig ernst geworden, und alle Kraft und alle Geschicklichkeit, die er sonst auf praktische Späße verwendet, verwendete er jetzt auf praktische Anatomie und Chirurgie. Schon 1791 ließ Eline zu seinen Vorträgen über diese Zweige des medicinischen Wissens sich ihn adjungiren. Das spornte Cooper noch mehr an. Seine Kunst ging ihm nun über Alles; jedes, auch das wichtige Lebensereigniß, seine erste, ernstliche Liebe, mußte seinem Berufe weichen. Er sah die Geliebte nur, wenn er ihren Vater besuchte, der an der Sicht krank lag, und an des Vaters Bette warb er um die Hand der Tochter. An seinem Hochzeitsabende hielt er seine gewöhnliche chirurgische Vorlesung und wählte für seine Flitterwochen, für den Honigmonat, Paris zum Aufenthalte, um die dortigen Spitäler zu studiren und die englische Chirurgie mit der französischen zu vergleichen.

Wenige Monate nach seiner Heimkunft wurde Cooper bei der chirurgischen Facultät — Royal college of surgeons — zum Professor bestellt, und da seine Vorlesungen anerkannt zu den lehrreichsten gehörten, sollte man wohl vermuthen, daß ihm die Praxis in goldenem Strome zugeflossen wäre. Nichts dergleichen, nebenbei ein Trost für diejenigen, denen der Mund nach sei-

nem spätern Einkommen wässert. In seinem Honarbuche heißt es: „Das erste Jahr betrug meine Einnahme 5 Pfund 5 Schillinge; das zweite 26 Pfd.; das dritte 64; das vierte 96; das fünfte 100; das sechste 200; das siebente 400; das achte 610; das neunte 1100; obgleich,“ setzt er bedeutsam hinzu, „ich diese ganze Zeit über Lehrer der Anatomie und Chirurgie war.“ Von da an stieg seine Praxis sehr schnell und er war bald im Stande, Equipage zu halten. Das hätte ihm jedoch um ein Kleines das Leben gekostet; er ritt eines seiner Wagenpferde, stürzte und verletzete sich den Kopf dergestalt, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wurde. Seine Genesung war indessen vollständig und sein nächster großer Schritt seine Anstellung als Wundarzt am Guy's-Hospitale. Ueber das Vertrauen, welches seine Geschicklichkeit als praktischer Chirurg sowohl Schülern wie Patienten einflößte, hat ein Dr. Roots sich folgendermaßen geäußert: „Von Astley's Anstellung bei Guy's bis zu seinem letzten Athemzuge war er den Leidenden und Bedrängten Alles in Allem. Sein Name war ein Hort; aber seine Gegenwart brachte Vertrauen und Ruhe, und oft bin ich Zeuge gewesen, wie an Operationstagen, wenn etwas Unvermuthetes und Gefahrdrohendes sich bemerklich machte, in dem Moment, wo Astley Cooper eintrat und das Messer in die Hand nahm, alle Besorgniß verschwand, jede Schwierigkeit für beseitigt galt und in der Regel auch Alles sogleich in Ordnung war.“

Eline, der bisher im Mittelpunkte der City, in St. Mary Axe, gewohnt hatte, folgte dem fashionablen Zuge nach dem aristokratischen West-Ende und Cooper nahm seine Stelle ein. Hier, inmitten der reichsten Kaufleute der reichsten Stadt, legte er den Grund zu seinem kolossalen Vermögen. Das Honorar, das er bisweilen erhielt, war enorm. Als er einen alten Herrn, der gefährlich krank gewesen, für reconvalescent erklärte, warf ihm dieser die Nachtmüze an den Kopf. Cooper steckte sie ein, und wie er sie untersuchte, fand er darin eine Banknote von tausend Pfund. Ein anderer Bürger gab ihm viele Jahre lang jede Weihnacht sechshundert Pfund *). Das

*) Jenes circa 7000, dieses 4200 Thaler, für gute Bürgersteute sehr honett. Sonst aber eine Kleinigkeit in Vergleich mit dem, was Dr. Dimsbale aus Hertford

letzte Jahr, welches Cooper in der City wohnte, 1815, wo er dann dem Beispiele seines Vorgängers folgte und nach dem West-Ende zog, belief sich sein Honorar auf 21,000 Pfund, Facit täglich etwas über 57 Pfund oder lumpige vierhundert Thaler. War das viel Geld, so verdiente er es auch nicht mit Müßiggang. Jeden Morgen Schlag sechs Uhr war er in seinem Secirzimmer. Um Acht war er angekleidet und sah arme Leute unentgeltlich bis halb Zehn. Dann frühstückte er mit seiner Familie und ließ von zehn bis ein Uhr Patienten vor: Oft waren aber um diese Zeit so viele noch nicht abgefertigt, daß er seinen Wagen in eine andere Straße bestellte und sich durch eine Hinterthür fortstahl. „In wenigen Minuten,“ schreibt sein Biograph, „war er bei Guy's, wo hundert Studenten ihn an der Treppe erwarteten. Sie folgten ihm in die Krankenzimmer von Bett zu Bett bis zwei Uhr. Dann sprang er über die Straße in den anatomischen Hörsaal und las. Von drei Uhr an verweilte er eine halbe Stunde im Secirzimmer, beobachtend, verweisend, unterrichtend. Dann, von einem Assistenten begleitet, fort zu Krankenbesuchen, und bis Sieben oder halb Acht mußten seine Pferde scharf laufen. Jetzt erwartete ihn seine Familie zum Mittagessen. Sowie er kam, wurde aufgetragen, und scheinbar munter und für Jeden ein freundliches Wort, setzte er sich an den Tisch. Er aß stark, ohne sich zu kümmern, was. „Nach zwölf Stunden Arbeit, wie die meinige,“ pflegte er zu sagen, „kann ich Alles verdauen, nur nicht Sägespäne.“ Während des Essens trank er zwei bis drei große Gläser Wasser, nachher zwei Gläser Portwein, nie mehr. Wenn das vorüber, lehnte er sich in den Stuhl zurück und schlief. Er brauchte selten geweckt zu werden, erwachte fast stets genau mit Ablauf der sich gegönnten zehn Minuten, stand auf, gab jedem Anwesenden ein Lächeln und war in wenigen Secunden wieder auf dem Wege ins Hospital. Einen Abend um den andern hielt er dort Vorlesung. Aber auch an den Zwi-

von der Kaiserin Katharina für Impfung ihrer Kinder erhielt — eine kostbare Tabatiere mit 12,000 Pfund, circa 84,000 Thaler, und auf dem Boden der Tabatiere das Diplom als russischer Baron. Aus letzterem soll Dr. Dimsdale in englischer Phrase next to nothing, nächst zu nichts, sich gemacht haben.

schenabenden stand sein Wagen Punkt Acht vor der Thür, und bis Mitternacht, oft bis ein und zwei Uhr Morgens besuchte er Kranke. Sein Wagen war hell erleuchtet und wie am Tage; während er von einem Hause zum andern fuhr, dictirte er des Nachts seinem Assistenten. Jeder Krankheitsfall hatte seine Chronik, für ihn aber

„und Sonntag war kein Sabbathtag für ihn!“

Funfzehn Jahre führte Cooper dieses angestrenzte Leben. Da gewann ihm sein Ruf das Vertrauen Georgs IV. Unter Mitwirkung seines ehemaligen Lehrers Cline operirte er dem Könige eine Kopfgeschwulst und so zu dessen Zufriedenheit, daß er ihn zu seinem Leibarzt und zum Baronet ernannte. Mehrere Jahre blieb er in Gunst. Dann erlaubte er sich eines Tages einen unglücklichen Scherz und verscherzt war die Gunst. Doch behielt er die Stelle eines Leibarztes und bekleidete sie auch unter Wilhelm IV., den er oft besuchte.

Auf dem Gipfel seiner Kunst machte Sir Astley plötzlich eine Pause. Er kaufte eine große Besitzung in Hertfordshire und verbrachte daselbst wöchentlich drei Tage. Sein Herz hing zwar an seinem Berufe, aber es hing auch am Gelde, und beiden Neigungen wußte er auf dem Lande in seltsamer Weise gleichzeitig Genüge zu thun. Von seinen Ländereien behielt er einen Meierhof zu eigener Benutzung und machte sich ihn trefflich bezahlt — nicht durch landwirthschaftliches, sondern durch sein anatomisches und chirurgisches Geschick. Scheint sonderbar und ist doch eine Wahrheit! Sein Kutscher war ein ausgezeichnete Pferdekenner. Diesen ließ er auf dem Smithfield = Markte heruntergekommene Schindmähren kaufen. Die Instruction, die er ihm deshalb gab, enthielt drei Sätze. Jedes Pferd sollte jung sein, keine unheilbare Krankheit haben und nicht über sieben Pfund kosten — darunter je mehr, je besser. Da bekam er auf seiner Meierei oft dreißig und vierzig unbrauchbare Pferde zusammen. Sie brauchbar zu machen, machte er sie in der Regel zuvörderst krank. Ärztliches Geschick, gutes Futter und sorgsame Abwartung brachten sie bald in die Höhe und steigerten ihren Werth um mehrere Hundert Procent. „Ich selbst,“ bemerkt Bransby Cooper, „habe für eins dieser

Thiere fünfzig Guineen bezahlt und daran einen sehr guten Handel gemacht, und ich erinnere mich, daß mein Oheim einige Jahre mit einem paar Pferden gefahren ist, die ihm zusammen zwölf und ein halbes Pfund kosteten." Seine Leidenschaft zu anatomischen Bergliederungen kannte keine Grenzen. Auf der Jagd mußte häufig Alles still stehen, weil er unter der nächsten Hecke einen Vogel oder einen Hasen zerlegte, an welchem er eine Eigenthümlichkeit entdeckt zu haben glaubte. In seinen Notizen während eines spätern Aufenthaltes an der Seeküste von Norfolk kommen eine Menge Stellen vor, wie diese: „Stand früh auf und secirte Aale;“ „zerschnitt einen Knorrhund“ (einen Fisch); „secirte einen Seehund und Häringköpfe;“ „erhielt ein Meerschwein und schickte das Herz zu Guy's.“

Der Tod seiner Gattin im Juni 1827 erschütterte Sir Astley so tief, daß er den Entschluß faßte, seine Praxis niederzulegen und der Welt zu entsagen. Demgemäß verkaufte er schon im September sein Haus in London und schloß sich in Hertfordshire ab. Doch nicht lange, so wurde die Zurückgezogenheit ihm unerträglich. In wenigen Monaten hatte er wieder ein Haus in London und practicirte wieder, und im Juli 1828 war er wieder — verheirathet. Darauf ging er nach Paris, wo er eine höchst schmeichelhafte Aufnahme fand. Die medicinische Facultät ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und der berühmte französische Arzt Dupuytren lud ihn zu einem großen Frühstück, welches er damit einleitete, daß er seinen Gast ins Hôtel Dieu führte, „wo,“ schreibt Sir Astley, „ich ein Zimmer für mich allein bekam und dazu einen Cadaver. Ich secirte vor'm Frühstücke zwei Stunden lang.“ Ein Beweis von Auszeichnung Seiten seines wissenschaftlichen Freundes, den vielleicht nur enthusiastische Anatomiker im vollen Umfange zu würdigen verstehen.

Nach England zurückgekehrt, fühlte Cooper in allen Adern, daß ein ruhiges, unthätiges Leben nicht für ihn taue. Er nahm daher seine Praxis mit regem Eifer auf — trotz seines Alters und häufiger Anfälle von Schwindel. Endlich mußte er sie aufgeben und nach kurzer Krankheit starb er auf seinem Landgute am 12. Februar 1841.

Von Person ein schöner Mann, besaß Sir Astley Cooper mehr herzliches, als elegantes Wesen,

und mehr Heiterkeit, als für einen Hofleibarzt sich eignen und gebühren soll. Jene Geistesgegenwart, die in seiner Knabenzeit seinem Milchbruder wahrscheinlich das Leben rettete, verließ ihn nie. Bei den gefährlichsten und intricatesten Operationen blieben seine Nerven ihm stets treu. Daher die mit seltener Geschicklichkeit verbundene wunderbare Festigkeit und Sicherheit seiner Hand. Seine literarischen Kenntnisse waren für einen Mann von seiner Bedeutung gering. Es fehlte deshalb auch seinen Vorlesungen die Grazie des Vortrages. Doch sprach und schrieb er klar und angenehm. Was er als Lehrer geleistet, davon können die 8000 Wundärzte, die seine Schüler waren, das beste Zeugniß geben. Einige von ihnen stehen jetzt an der Spitze der englischen medicinischen Facultät. Der über vier Millionen Thaler sich belauende Nachlaß ist sammt dem Baronetstitel seinem ältesten Neffen zugefallen. W. S.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Leipzig im November 1843.

(Fortsetzung.)

Was die medicinische Facultät betrifft, so müssen wir uns zwar jedes eigenen Urtheils enthalten, da wir nicht Mediciner von Fach sind, doch ist uns gesagt worden, daß Leipzig wohl beim Beginn des Studiums manigfache Belehrung biete, für den spätern akademischen Cursus jedoch nicht ausreichend sei und besonders mit Halle, Berlin und Würzburg sich nicht messen könne. Dies mag wohl darin seinen Grund haben, daß Leipzig, obwohl an Stipendien für Studirende sehr reich, doch eine der ärmsten Universitäten Deutschlands ist, wenn man die Summen berücksichtigt, welche jährlich auf die Unterhaltung der wissenschaftlichen Sammlungen und Anstalten verwendet werden. Besonders für die medicinischen Institute geschieht von Staatswegen sehr wenig und die chirurgisch-medicinische Akademie in Dresden ist bei weitem besser bedacht. Die klinischen Anstalten, das geburtshilfliche Institut, der botanische Garten, die Anatomie, das chemische Laboratorium, das zoologische Cabinet werden nur spärlich und größtentheils aus Legaten erhalten. Eine Thierarzneischule fehlt in Leipzig ganz. — Unter den Lehrern werden besonders Günther, die beiden Weber, Carus und Cerutti gerühmt. —

In dem sogenannten *Trierschen* Institute soll mitunter die gehörige Anzahl von *Böchnerinnen* fehlen.

Wir kommen jetzt zu der philosophischen Facultät, in welcher, gegenüber den anderen Facultäten als bloßen Specialschulen für den Bedarf des Staates, die eigentliche Universität enthalten ist. So ist sie, obwohl der herkömmlichen Ordnung nach die letzte, doch in Wahrheit die erste und tritt als ein abgeschlossenes Ganzes dem Vereine der übrigen gegenüber, oder vielmehr, sie bildet die Wurzeln und den Stamm des großen Baumes der Wissenschaft, von dem die positiven Facultäten nur einzelne Aeste sind. In ihr allein ist die ganze, natürliche Organisation der Wissenschaft enthalten, die reine transcendente Philosophie, die Naturwissenschaften und die Geschichte, während sich auch die mehr in's Besondere gehenden Disciplinen so lange an sie anschließen, als sie nicht behufs eines bestimmten Zweckes pragmatisch behandelt werden. Dieser Anschluß bürgt gewissermaßen dafür, daß sie nicht zu bloß pragmatischen Instituten werden, sondern den wissenschaftlichen Charakter bewahren, während die reine Philosophie in diesem Verband mit den realen Wissenschaften bald mehr an diesen sich darstellen, bald einzeln für sich heraustreten kann. Sie, das rein Speculative, bildet jedenfalls den Kern der Facultät, wie diese auch nach ihr sich nennt. — Es ist schon gesagt worden, daß Leipzig jetzt vorzüglich Sitz der *Herbartschen* Schule ist. Dies unterscheidet diese Universität wesentlich von den meisten anderen. *Herbart* hat wenige Schüler gefunden. An den Orten, welche früher der Schauplatz seiner Wirksamkeit waren, finden wir von dieser selbst nur noch wenige Spuren. In *Königsberg* lehren die Professoren *Lauter* und *Thomas*, Beide *Herbartianer*. Sie finden keinen Anklang, wenige Zuhörer; und doch sind erst zehn Jahre verflossen, seit *Herbart* dort selbst auf dem philosophischen Lehrstuhle saß. Auch von *Göttingen* aus hat er wenige Anhänger seines Systems in die Welt gesandt und viele seiner Schüler sind von ihm abgefallen, nachdem sie sich mit *Hegel* und *Schelling* vertraut gemacht. Woher kommt dies? Gewiß nicht, weil nach *Herbarts* Meinung nur Wenige berufen sind, in die tiefsten Gründe der Wissenschaft hinabzusteigen, sondern weil seine Philosophie nicht in der Zeit steht, weil sie, sich fern haltend von der Praxis, die Ideal und Wirklichkeit sich immer mehr durchdringen lassen soll, eine rein gelehrte Richtung behauptet. Die *Hegelsche* Philosophie tritt dem Leben nahe, sie will, daß das, was auf dem Wege des Denkens als wahr befunden worden ist, auch praktisch verwirklicht werde, und daher gewinnt sie so zahlreiche Anhänger. — In Leipzig lehren *Hartenstein* und *Drobisch*, Beide Anhänger der *Herbartschen* Philosophie. Man muß gestehen, daß es nicht an ihnen liegt, wenn sie nicht einen zahlreichen Schülerkreis um sich versammeln, denn Beide zeichnen sich durch die Gabe einer äußerst klaren und verständlichen Mittheilung aus. Trotzdem sind wenig Früchte ihres Wirkens zu bemerken. Die meisten Leipziger Studenten zeichnen sich durch nichts weniger aus,

als durch philosophische Bildung. Fast alle haben bei den genannten Professoren gehört — weil Psychologie und Logik gehört werden müssen — aber von Interesse an der Philosophie ist nicht die Rede. Wo dasselbe sich findet, wird es durch Selbststudium genährt, und dann greift man — nicht nach *Herbart*. Und nun betrachte man den Gegensatz, welchen die Studenten derjenigen Universitäten gewähren, an welchen *Hegelianer* lehren, man betrachte die Studenten von *Berlin* und *Halle*! Da bildet die Philosophie die Grundlage der Studien, ganze Abende lang dreht sich die Unterhaltung um philosophische Gegenstände, vom philosophischen Standpunkte aus wird Alles betrachtet! Das kommt nicht daher, weil auf jenen Universitäten die Lehrer der Philosophie das besondere Talent haben, den philosophischen Sinn ihrer Zuhörer zu erwecken — *Hartenstein* und *Drobisch* lassen als Lehrer nichts zu wünschen übrig — das kommt daher, weil die *Hegelsche* Philosophie sich nicht, wie die *Herbartsche*, von dem Leben, von der Menschheit isolirt, sondern zu beiden in Beziehung tritt, und weil der edle Mensch sich nur dann befriedigt fühlen kann, wenn er eine Verschmelzung desjenigen, was er als Ideal verehrt, mit dem Wirklichen, Irdischen findet. Darum wäre es gewiß sehr wünschenswerth, wenn bald ein tüchtiger *Hegelianer* nach Leipzig berufen würde, wie wir überhaupt der Meinung sind, daß auf einer Universität so viele verschiedene philosophische Richtungen als möglich vertreten sein müssen. Mögen sich diese gegenseitig bekämpfen — Kampf auf geistigem Gebiete ist der Probitest der Wahrheit! — Uebrigens werden auch jetzt alle Wissenschaften von *Hegelscher* Philosophie durchdrungen. Der Einfluß, den sie sich in Bezug auf die Behandlung vieler einzelnen Felder des Wissens errungen hat, läßt sich nicht weglegen. Es ist ein Umschwung eingetreten, dem ähnlich, welchen früher *Kant* bewirkt hatte. Viele der neuesten gelehrten Werke, sowie eine zahllose Menge Artikel der Tagespresse sind demjenigen gar nicht verständlich, der mit der *Hegelschen* Terminologie nicht vertraut ist. Von wissenschaftlich sich bildenden Jünglingen kann man aber verlangen, daß sie verstehen lernen, was sie lesen. — *Dr. Hermann Weisse*, Verfasser des geistreichen Werkes: „die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch“, steht zwar auf *Hegelscher* Basis, aber er geht über *Hegel* hinaus und hat sich ein eigenes System gebildet. Er ist ein tiefer Denker, der in stiller Zurückgezogenheit für die Wissenschaft und für seine Schüler lebt. Seine außerordentliche Professur hat er ausgeübt. Bekannt ist, daß ihm in Folge eines Verdictes der theologischen Facultät von dem Ministerium verboten wurde, über das Leben *Jesu* eine Vorlesung zu halten. — Leider fehlt *Weisse* die Gabe eines guten und anziehenden Vortrages. Seine Sprache ist holperig und wirklich unangenehm. Dies ist wohl der Grund, warum der Kreis seiner Schüler nie sehr ausgedehnt gewesen ist. Diejenigen aber, welche sich an jene Keuferlichkeit nicht stoßen und in die Tiefen seiner Philosophie hinabzusteigen suchen, hängen an ihm mit warmer Liebe und Verehrung. —

Dr. Karl Biedermann sucht die Nationalwohlthat hauptsächlich in der Förderung der materiellen Interessen. Seine Ansichten verbreitet er in einer von ihm redigirten Monatschrift. Obwohl Professor an einer Universität, ist er doch gegen unser jetziges Universitätswesen eingenommen, was sich in seiner Schrift: „Wissenschaft und Universität in ihrer Stellung zu den praktischen Interessen der Gegenwart“ ausdrückt. Sein Vortrag ist sehr zierlich und gewählt. — Dr. Oswald Marbach, ein Polyhistor, hält außer seinen philosophischen Vorlesungen, in welchen er sich als Anhänger Hegels zeigt, noch ästhetische, naturwissenschaftliche und verschiedene andere Vorlesungen. In neuester Zeit sind Marbachs philosophische Collegia mehr, denn früher, besucht worden, besonders als die Rede ging, daß der Hegelianer Schaller nach Leipzig berufen werden solle. Ein Zeichen, daß die akademische Jugend noch nach anderen Früchten lüstern ist, als nach denen, die auf dem Herbart'schen Baume wachsen!

(Schluß folgt.)

Aus Berlin im December 1843.

Als die wichtigste Lesefrucht des den Studenten verbotenen Lesevereins tritt die Verhaftung mehrerer Literaten hervor, welche hier am 9. Dec. Abends spät stattfand. Die Hausvogtei hat sich vorläufig ein wenig literarisch gestaltet. Es soll gar schnurrig ausgesehen haben, als die Literatur, rechts und links von Polizei umarmt, ihren feierlichen Einzug in die Berliner Bastille gehalten. Der in der Bossischen Zeitung sich über diese Angelegenheit aussprechende Artikel berührt nur die *Facta in puris naturalibus*, ohne auf den innern Zusammenhang und die Quellen des gedachten Ereignisses einzugehen. Allerdings sind Erscheinungen der Art, wie sie in den letzten Tagen hier im Universitätsleben vorgekommen sind, bedeutende Zeitmomente, doppelt bedeutend als Pflanzen auf dem dürrn, öden Boden Berlins; sie liefern jedenfalls den Beweis, daß Lehrfreiheit und Lernfreiheit fortwährend als Hauptbasis des Universitätslebens, wie freie Mittheilung als unbedingt Erforderniß des socialen Zusammenhanges der Menschheit aufgefaßt und anerkannt wird, daß die deutschen Studenten noch Herzen haben, welche verletzbar sind, daß es viel leichter ist, eine Wunde zu schlagen, als sie zu heilen, daß die Philosophie Hegels nicht ganz und gar auf steinigten, unfruchtbaren Boden gefallen ist. Hinsichtlich der akademischen Gesetzgebung und der Stellung der Universität zum Staate sind Fragen angeregt, welche schwerlich gänzlich den Winden anheimfallen können, Fragen, welche als bedeutungsvolles Symptom von Krankheitszuständen des Universitätskörpers anzusehen sind. Sollten die Krisen dieser Zustände gewaltsam ge-

hemmt werden, so werden sehr bedenkliche Metastasen oder ein trauriges chronisches Siechthum zu befürchten sein. Leider ist man bei solchen Ereignissen nur zu sehr gewohnt, die Folgen als etwas absolut, ohne Ursache Bestehendes, aufzufassen. —

Schellings Vorlesungen über Philosophie erfreuen sich fortwährend eines gewaltigen Zudranges. Möglich, daß sein Streit mit Paulus den Antheil, welchen man an seinen Vorträgen nimmt, noch gesteigert hat. Beim Beginne derselben wäre derselbe fast von seinen Zuhörern und von der überaus schwülen Luft erdrückt worden. Nachdem er längere Zeit sich mit den Negationen herumgeschlagen und diese so positiv als möglich hinzustellen versucht hat, beginnt er jetzt a potentia ad actum fortzuschreiten. Hier und da ergeht ein zarter Bannstrahl über den Hegelianismus, dessen Echo in den Seelen anders Philosophirender ganz eigenthümlich widerhallt. Besonderes Interesse bot neulich eine in den Vortrag eingewobene Episode über das Wort „Liberalismus“ dar; Schelling wollte dasselbe im Sinne von *ingenium liberale*, *artes liberales* aufgefaßt wissen, behauptete, der moderne Liberalismus würde in Volksdespotismus übergehen, und suchte diese Meinung durch das unglückliche Beispiel eines Philosophen im Alterthum zu unterstützen. Gleichwohl folgte dieser Behauptung sehr bald eine andere, welche die erstere auf eine sehr merkwürdige Weise berührte: die Philosophie sei nur für Freigeister. Somit ist schwer einzusehen, was der Philosoph unter einem Freigeist verstanden wissen will und zu welchem Resultat seine kritischen Resultate über den Unterschied zwischen Freiheit und Zügellosigkeit gekommen sind. —

Unter den Berlinerinnen greift die Sitte, sich schwarz zu kleiden, täglich mehr und mehr um sich. Welchen Grund die Sehnsucht nach einem so vertheufelten Aussehen hat, mag der Teufel wissen, der — so scheint es — hier die zarten Blüthen der Damenwelt von oben bis unten schwarz angepinselt hat. Warum sich wohl die hoffnungsvollen Jungfrauen der Gegenwart so ganz und gar in Trauer hüllen? Ob sie um das verlorene Paradies trauern oder um ihren verlorenen Antheil an der Erde?! Freilich, in Berlin geht der Teufel bei hellem, lichten Tage ungestraft umher; was Wunder also, wenn plötzlich die Nacht sammt allen ihren Gespenstern aus der Unterwelt heraufbeschworen und so Mancher eingehüllt wird in ihren bezaubernden mystischen Schleier. —

Der Bau des Opernhauses rückt schnell vorwärts; schon ist das neue Dach üppig aus den Trümmern emporgeschossen und man hat ihm längst vorläufig die Krone aufgesetzt; das zornige Antlitz des ehrwürdigen Blücher, der sich über die Ruinen nicht gerade sehr erbaut haben mag, scheint sich allmählig wieder aufzuheitern. Die Oper sehnt sich allerdings nach freier Ausdehnung in einem eigens ihr eingerichteten Tempel; die Komödie dauert in ihrer alten Ordnung fort; ebenso die Tragödie — letztere freilich nicht mehr hinter den Coulissen. —

Wer sich unter der weltberühmten Berliner Lindenallee ein Ideal vorstellt, irrt gar sehr; sie besteht aus

den winzigsten, krüppelhaftesten Bäumen, die mein Auge je gesehen hat. Eine Täuschung in der Anschauung kann nicht leicht vorgehen, da diese gerade jetzt in ihrer reinen Unschuld — ihres Schmuckes entkleidet dastehen; sie geben in ihrer vollendeten Verkrüppelung den sichersten Maßstab für die Berliner Cultur und die traurige Ueberzeugung, daß ein jugendlich aufstrebender Baum in dem Berliner Klima nicht gedeihen mag. Alle jene vielgepriesenen Linden stehen tiefgebeugt und sehnen sich demüthig nach der Erde, gleichsam von dorthier Trost erwartend; keine erhebt sich frisch und frei zum Himmel; es sieht aus, als ob jene aufmerksamen Beobachterinnen der Menschenwogen es herzlich müde wären, vor den im Gallawagen vorbeirassenden hohen Herrschaften ihre

Reverenz zu machen, als ob sie vieler Jahre Leid trügen und Vieles zu erzählen hätten, aber den Mund nicht öffnen dürften. Auch die Dryaden des Thiergartens bieten nicht im mindesten einen erbaulichen Anblick dar; krumm und lahm, wild und verworren liegen sie durcheinander, die eine flieht und haßt die andere, da ist keine, welche die andere mit wahrer Liebe umschlänge. Da kann es freilich nicht befremden, wenn der unästhetische Frieden des Thiergartens durch den Gesang des Lenzes nicht gerade gestört wird. Und gleichwohl ist der Thiergarten das Berliner Paradies, so daß ein mißliebiges Wort darüber bei Gelegenheit zu einer nähern Anschauung der Hausvogtei führen kann.

(Fortsetzung folgt.)

F e n i f f e t o n .

Ein witziger Briefsteller Leipzigs schrieb vor Kurzem seinem Freunde nach Dresden: „Was dem Grafen Suzor hier begegnet ist, wirst Du in öffentlichen Blättern gelesen haben; Leipzig ist ein unheilvoller Ort für die Franzosen, hier werden sie stets auf das Haupt geschlagen.“

Gustav Kühne hat Dresden, das er zum Aufenthaltsort für den verflossenen Winter gewählt, nunmehr wieder verlassen und ist auf seinen Landsitz bei Leipzig zurückgekehrt. Er arbeitet an einem größern Romane. Auch Carl Beck, aus Ungarn zurückgekehrt, war einige Tage in Dresden. Er geht auf einige Zeit nach Stuttgart und ist mit der Herausgabe eines größern lyrischen Gedichtes beschäftigt.

Die nächsten Neuigkeiten der Dresdener Hofbühne sind: „Die schöne Athenienserin“ und „Saint Cyr und Madrid“.

Leinwandmalers Jubiläum. Am 14. Februar beging man im Schauspielhause zu Stuttgart die 25jährige Dienstfeier des hiesigen Hofkapellmeisters Leinwandmalers durch eine Aufführung von Scenen aus seinen Opern- und Balletcompositionen. Das überfüllte Haus, der rauschende Empfang, als der Jubilar, geschmückt mit dem vom Könige ihm zu seinem Ehrentag geschenkten Ritterkreuze des Kronordens auf der Brust, erschien, der Lorbeerkrantz, den er beim Eintritt ins Orchester auf seinem Pulte fand, die Kränze und Gedichte, die am Schlusse der Aufführung ihm zusflogen, dies waren nicht die einzigen Beweise der ihm gezollten Liebe

und Verehrung eines ganzen Publikums, sondern auch mehrere ihm theils von den Mitgliedern der königl. Hofkapelle, theils von der Bürgergesellschaft u. a. gegebene Festessen in den nächstfolgenden Tagen, der mit den Namen sämtlicher Mitglieder der Kapelle eingezeichnete, ihm verehrte silberne Pokal, ein am Vorabende des Festes vom Lieberkrantz ihm veranstaltetes Ständchen u. s. w. sind die zahlreichen Beweise der Anerkennung in allen Kreisen, die der Gefeierte hier genießt, welchem wir die Winter-Concerte, die Begründung eines Pensionsfonds für die Wittwen und Waisen der Hofkapelle, das vorzügliche Orchester und vieles andere Gute verdanken, er, dessen Anhänglichkeit an unsere Stadt über die verlockenden Anträge aus Wien, Berlin, Dresden, Kassel u. s. w. zu siegen vermochte.

91.

Anekdote. Im vorigen Jahre sah man in Homburg einen ganz alten Franzosen, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, alle Tage mit zitternden, krummen Knien an den Pharaotisch schleichen. Sobald er Platz genommen und eine Karte besetzt hatte, langte er ein kleines bleiernes Heiligenbild hervor, welches er unter dem Tische streichelte und liebte. Gewann seine Karte, so wurden diese Liebkosungen verdoppelt; verlor sie aber, dann erhielt der Heilige unter dem Tische unbarmherzige Nasenstücker, die von leisen Schimpfwörtern begleitet wurden. Als er aber einst ein mühsam durch Transportiren erbautes Bingtquateleva verlor, biß er in voller Wuth dem Heiligen den Kopf ab, verschluckte sich an demselben und alterirte sich durch das darauf folgende Husten so sehr, daß er einige Stunden später — seinen Geist aufgab.

15.

Druck von Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.